

Das Sterben der Toleranz.

Frohgemute, weitausblickende Hoffnung hatte aus dem Burgfrieden, den die Kriegsnot der Menschheit abgerungen, eine neue, wunderbare Duldung über der Welt aufgehen sehen. Es ist ganz anders gekommen, schon während des Krieges. Der Duldungsfirnis zerschmolz kläglich in der Glut des Kriegshasses. Auch bei uns lagen weite Strecken unter der Eisdecke der Unduldsamkeit begraben. Eine dünne Oberfläche taute an seltenen Tagen auf unter der fahlen Bestrahlung eines gekünstelten Lichtes, nicht vor dem hellwarmen Tag des Christentums. Die Buch- und Zeitungstoleranz verkroch sich zum Papier zurück, aus dem sie gekommen war. Der Geist breiter Massen war zu ungebildet, um Duldsamkeit zu verstehen, zu gemein, um Duldsamkeit zu üben, zu verhezt, um die Gelegenheit zur Unduldsamkeit nicht auszunützen, zu lüstern, um die wehrlosen Opfer der Unduldsamkeit zu schonen. Wir können jetzt, Gott sei Dank, die Wahrheit vertragen, man darf sie schonungslos aufdecken. Religiöse Unduldsamkeit war wohl mitschuldig an einigen der Priesteropfer in Belgien, religiöse Unduldsamkeit, mit nationaler vermengt, verletzte leider nur zu häufig katholisches Fühlen und Denken im besetzten Gebiet und im Elsaß. Religiöse Unwissenheit, gegenkatholischer Irrsinn brach entsetzlich hervor. Er häufte Schmach auf und gebär im Finstern Haß und Rachsucht aus dem Schoß der Gequälten.

Im Binnenland Deutschlands wurden zum Glück die christlichen Grundsätze nicht vergessen. Die Katholiken standen in den ersten Reihen. Mit geringen Ausnahmen vergaßen unsere Priester die Pflichten der Liebe nicht. Fremde Ordensleute lebten unbehelligt, ja geachtet unter uns. Man schämte sich nicht vor dem alten Handschlag der Freundschaft und trocknete mit ehrfurchtsvollem Mitleid die Tränen der Verbannten. Und schon jetzt verzeichnet es die Geschichte: Ohne schielenden Blick auf traurige Beispiele jenseits der Grenzen bewiesen die geistigen Führer unseres Volkes im besetzten Rheinland trotz ungeheurer Schwierigkeiten und bitterster Entbehrungen einen echt christlichen Geist. Eine wunderbare Geduld, ein ruhiges, kluges Ertragen, ohne die Verzweiflungstaten unterirdischer, ge-

heimer Mächenschaften, einwandfreie äußere Unterwerfung, wie es dem Christen, zumal dem Priester und Ordensmann, geziemt, keine Wutausbrüche der Straße und der Kanzel, und dabei in den besten Kreisen würdevoller Einspruch gegen die Preisgabe der Ehre einzelner lusttrunkener, geschäftsgeiziger Krämerseelen, die den deutschen Schild besleckten. Wir haben es unsern Feinden außerordentlich leicht gemacht, und allein unserem Maßhalten ist es zu verdanken, wenn Gewaltmaßregeln unterblieben. Alles das ist das Zeichen einer so hochentwickelten Kultur, eines so trefflich gezügelten Geistes, daß keine Verleumdung dieses Ruhmesblatt zerreißen kann.

In den Ländern der Kriegsverwüstung, die heute triumphieren, stand es in breitem Ausmaß leider anders. Sagen wir es laut und mutig. Die Stunde schwerster Prüfung schenkt den Kreuzträgern das Recht auf Wahrheit, die Glocken der Bergpredigt tragen es über das entchristlichte Europa: Selbst dort, wo man Liebe lehren sollte, vergaß man nur zu oft das Gebot der Feindesliebe gegen den Sieger von gestern, den Besiegten von heute. Das köstlichste Kleinod des Menschensohnes rollte in den Staub. Wolken des Hasses begruben es. Der friedliche deutsche Gegner fand selbst in den Kreisen, die ihm Freundschaft und Gemeinschaft schuldeten, häufig kalte Abweisung und begegnete feindseligen Blicken. Nicht über religiöse Intoleranz sprechen wir an dieser Stelle. Aber eine unchristliche gesellschaftliche Unduldsamkeit herrschte. Man muß es zitternd vor Scham sagen: Der Geist des Weltheilands schien tot, das barmherzige katholische Herz war gebrochen. Man gefiel sich fast im Gedanken, daß ein Abgrund, ein unüberbrückbarer, gähnte. Die Seufzer der Zerschmetterten dürfen uns nicht rühren, schrieb eine katholische Zeitschrift, sie dürfen den Lauf der Gerechtigkeit nicht hemmen. Selbsttäuschung hatte hier Gerechtigkeit vorgegespielt, der Untergrund war Rache.

Ein Scheinfriede der Gewalttätigkeit hat gesiegt. Schon oft war in der Geschichte der Kriegsgreuel der Pflug des Siegers über alle Saaten der Erdrösselten gegangen. Das war stets der Donnerbefehl des heidnischen Genius. Er waltet auch zur Stunde, ganz allein. Denn auch die abgeseimte Heuchelei wird sich heute nicht auf Gottes alttestamentliche Gerichte berufen, um die Niederlage des Geistes Christi zu beschönigen. Es ist ebenso wahr als furchtbar: Auf den weiten Fluren des Zusammenlebens der Völker liegt die christliche Toleranz im Sterben. Ein tragisches Schicksal. Nie sprach man so salbungsvoll von Menschengemeinschaft und vom Bund der Völker, niemals grinste die rohe Wirklichkeit das schmeichlerische, augen-

auffschlagende Wortgefäusel so hohnlachend an. Man lasse doch wenigstens die Duldung in Schönheit sterben, man überlasse einem mitleidigen Schweigen die Wache an ihrem Sterbelager."

Sie wird aus ihrer Asche erstehen. Aber vielleicht muß ihr Grab zuerst zertreten und vergessen sein. Sie wird erst zum Leben wiedertreten, wenn das demüthige Wort des Geständnisses ihren Todesschlummer löst. Nur die Wahrheit kann uns frei machen. Der Pharisäismus des Stolzes, der von dem Splitter den Balken übersieht, muß zerfließen in den Tränen der reuig heimkehrenden Feindesliebe. Wer nicht in Christi Herz verzeihen kann, der verzage und verzweifle lieber an seinem Christenherzen, statt die heidnische Gesinnung seiner Seele zu verdecken. Auferstehen wird die christliche Duldung, wenn erst die steinigenden Selbstgerechten vor dem gewaltigen Wort: „Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein“, verstummen und verschwinden. Sie wird auferstehen, wenn die Christen sich auf den Bruderbund besinnen, der augenblicklich nur noch in der Johannesbotschaft lebt, die uns von Christi Abschiedsrede und Priestergebet erzählt. Alles, was jetzt an diese Liebesworte anklingt, ist, seien wir tapfer aufrichtig, das verwässerte Ideal freimaurerischer Aufklärung.

Kein Katholik Deutschlands und, wenn wir im Namen aller andern auch sprechen dürfen, hoffentlich kein Deutscher will das begangene Unrecht beschönigen; die ungeheure Schuld der übrigen Welt überlassen wir getrost dem Urtheil der Geschichte, aber den Feldzug des Hasses machen wir nicht mit. Böses mit Bösem vergelten, ist Heidenart. Woran starb auf so weiten Strecken die katholische Toleranz gegen den Feind? Sie starb an der unnatürlichen Verbindung der Religion mit der Politik. Wo immer die Religionen an Kraft und Volkstümlichkeit verlieren, werfen sie sich, um ihren Anziehungsreiz neu zu beleben, auf die Lieblingsgedanken der Volksgenossen. Sie stellen die Vaterlandsiebe auf die Altäre, sie flackeln den Eroberungsgeiz, sie schüren die Rachegeanken gegen alte Erbfeinde, sie klügeln die Heiligkeit der nationalen Selbstsucht bis zum Widerfinn aus. Die katholische Weltreligion erhebt den schärfsten Widerspruch gegen diese Aniffe. Aber wir müssen zu unserem Schrecken erleben, daß ganze Völker solchem Wahn verfallen. Sie werfen die heilige Toleranz auf das Sterbelager. Dort mag sie verenden. Wenn das Vaterland den Vortritt vor der Religion erzwingt, wenn die heimallische Scholle mit Saat und Erz und Rohle das irdische Auge so einfängt, daß der Weltblick für die Ernte des Geistes und der Liebe erblindet, sieht auch die Duldung für

das Glück des Nebenmenschen, den Erfolg des Gegners, die Macht des Feindes dahin.

Auch umkehren darf man diese traurige Wahrheit: Wo immer sich die Duldung in Wortschäum verspricht oder in zischenden Gisch des Hasses wandelt, muß man auf eine Verarmung oder ein Unwetter im Quellgebiet des christlichen Familiengeistes und der religiösen Erziehung schließen. Da mögen Gebete und Gelübde Berge versetzen, sie können hohl und läuten falsch, wenn die Liebe, die Feindesliebe erkaltet. Mag man mit flammendem Gebet den Heiland herabflehen, daß er mit heiligem Fuß über die Verwüstungen des Kriegspfluges schreite. Er wird wohl aufseufzen und weinen, er wird sich aber auch an den Samaritanerbrunnen seiner alleinenden Liebe setzen und Freund und Feind einladen, zusammen zu schöpfen, zusammen zu trinken. Stößt er da auf abweisende Blicke und abwehrende Hand, so wird er den Staub von seinen Füßen schütteln und gehen. Dann hält ihn kein Gebet. „Daran wird man erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr einander liebt.“ Er kennt keinen Waffenstillstand der Liebe, keinen Ausgleich mit dem Haß.

Der Asterbund der Religion mit der Politik deckt nicht alle seelischen Wurzeln der gesellschaftlichen Unduldsamkeit auf. Wir werden sie bei unsern Gegnern milder beurteilen, wenn wir uns die harten Stöße vergewärtigen, die sie, wie anfangs erwähnt, von der religiösen Intoleranz und ihren wilden Ausbrüchen erhielt. Man wird ihren dumpfen Groll verstehen angesichts der aufgehäuften Trümmer und des gräßlich verödeten Landes. Aber berechtigt wird dadurch weder der politische Haßton auf christlicher Kanzel noch die Verweigerung von Brot und Salz, ja die Verweigerung des Handdrucks und freundlichen Blickes, der Hausgemeinschaft früheren Freunden, waffenlosen priesterlichen Mitbrüdern, Annäherung Suchenden gegenüber. Wer die Erflingsfrüchte christlicher Feindesliebe in seiner Seele nicht zieht, ist trotz aller aufgehäuften Asche und Kirchentreue und Gebet kein wahrer Jünger des Menschensohnes.

Warum wir diese Wunden aufdecken, aufreißen? Weil alles auf dem Spiele steht, wenn der Geist der Unduldsamkeit in katholischen Herzen wohnen bleibt. Und dann wird das Gebot der Feindesliebe, das Kleinod des Herzens Jesu, in heuchlerisch kasuistischen Grimassen weggeschwindelt; bereits schmuggelt sich der Wechselbalg scheinheiliger Distinktionen ein.

Wir wollen nicht die Maske erkünstelter Gnadenhöflichkeit, wir wollen die Einfalt Christi, die Herzensliebe der Heiligen nicht als Bettelalmosen,

auch das ist nichts als verkapptes Heidentum, nein, als Christenrecht, als katholisches Bundesrecht. Bloßes Vergessen ist Halbdunkel, Verzeihen ist noch nicht der Tag des Dieners Jesu, erst wenn er wahrhaft und herzlich liebt, steht er im Licht.

Wenn man das nicht sagt, nicht dröhnend sagt, nicht grausam aufrichtig sagt, wird sich die Unduldsamkeit einnisten; sie hüllt ihr Gesicht in diplomatische Undurchdringlichkeit, sie ahmt die Gebärde der Liebe nach, sie betet für den Feind mit lauten Versicherungen, womöglich an den meistbesuchten Sonnenplätzen der Kirchen, und sie haßt mit selbstzufriedenem Gewissen weiter. Sie verkriecht sich hinter die Ehre, die Heuchlerin, um im Lichtkranz des Pathos zu erscheinen, sie garniert ihre Bosheit mit Vaterlandsiebe, um das mangelnde Christentum durch eine glänzend auffällige Tugend zu ersetzen. Der Mann, der gesagt hat, eure Rede sei Ja, Ja, Nein, Nein, würdigt sie keines Blickes. Gott sei gedankt. Denn der Christ muß den Feind lieben.

Das kräftige Wort der Wahrheit, auch gegen menschliches Ansehen geschleudert, verletzt die Liebe nicht. Nur muß das Herz Liebe und Mitleid atmen, die Hand muß zum herzlichen Freundesgruß ausgestreckt bleiben. Aber die stumme Anstandsgebärde, die vom kalten Auge Lügen gestraft wird, das herzlose Schweigen der Mißachtung, das sind die Liebeszerstörer. Hier hilft nur die Einsicht, daß die Erziehung einer inneren Wandlung bedarf.

Alle Grade der Demut, aller Aufschwung des Gebetes, selbst Wort und Tat der Kreuzesliebe und Gottergebung verfallen der paulinischen Anklage des klingenden Erzes und der gellenden Schelle, wenn die großen Linien der Bergpredigt verschwimmen. Christi Warnung klopft an die Tore auch der priesterlichen Anstalten. Die Kirche steht über der Heimat, die Menschenliebe über der Vaterlandsiebe. Für die Heimat Gut und Blut, wenn es sein muß, für die Kirche die schuldlose Seele, das Opfer des Feindeshaffes für die Menschenliebe. Die katholische Kirche gehört der Welt, beiden soll auch unser Herz gehören. Eine Vaterlandsiebe, die zum Haß und zur Rache erzieht, ist unkatholisch, unchristlich. Christus hielt keine Konferenzen zur Ehrenrettung des Chauvinismus.

Viele behaupten, das alles zu wissen. Sie ahnen gar nicht, wie schände ihr Abfall ist. Sie sind Dialektiker der sich selbst betrügenden Unduldsamkeit. Gegen ihre Haarspaltereien, die den Kern der unverfälschten Feindesliebe zerreiben, möchte man fast einen neuen, aber ehrlicheren Pascal herbeiwünschen.

Es ist gar keine Frage. Der böse Geist des Krieges hat tief eingegriffen in den Geist katholischer Liebe. Er hat eine verabscheuungswürdige Theorie des Mindestmaßes der Liebe ausgespien, die man mit den Klauen moralischer Spitzfindigkeiten verbrämt; man scharrt mit geizigem Finger zusammen, was sich in schmutzigen Ecken und Winkeln an Entschuldigungslehre für die lieblose gesellschaftliche Unduldsamkeit findet. Das ist die Häresie des kalten Blickes und des verweigeren Grusses.

Sollen wir so weit kommen, daß wir einem fremdländischen kirchlichen Obern den Gehorsam absagen, weil er zu den „Feinden“ gehört? Sollen wir mit einem geistlichen Mitglied der französischen Akademie dem katholischen Galizien den Anschluß an das diokletianische Rußland empfehlen? Was müßten wir nicht alles, wenn wir uns der heidnischen Vaterlandsvergötterung auslieferten?

Es ist hohe Zeit, daß man zum schlichten Wortsinne der Bergpredigt zurückkehrt. Dann wird die kasuistisch ausgeklügelte gesellschaftliche Unduldsamkeit im Privatverkehr in den Pfuhl zurückgeschleudert, aus dem sie getrocknet ist, in das erbarmungslose Heidentum.

Der Weg der Umkehr steht sonnenbeglänzt vor uns: Laie und Priester, auch der von hoher Stufe, steige demütig herab zu den Niederungen des Sees, der die erste Predigt der Liebe gehört hat. Setzen wir uns unter das Volk, das dem Menschensohn gelauscht. Wenn ein falscher Wahn die Feindesliebe zu einer Theorie des Mindestmaßes verzerrt hat, schauen wir reuig über die Kleinen und Armen hin, die zu Jesu Füßen sitzen, und gestehen wir: „Diese da wußten wenig, aber wir wissen nichts!“ Wer die Elemente der Bergpredigt vergessen hat, darf wahrhaftig seine Aszese in Folio verkaufen, um die evangelische Perle der Liebe zu erstehen. Erst dann wird der Spott des Weltfriedens zum Ernst der christlichen Wahrheit umgewandelt.

* * *

Die private, gesellschaftliche Intoleranz feiert ihren Festtaumel nicht allein. Aus dem Schoße des Weltkrieges trat eine bis dahin verschämt schleichende Unduldsamkeit frech ans helle Tageslicht, die Unduldsamkeit gegen den Geist. Das ist der Schandfleck des Augenblicks.

Decken wir ihre Wurzeln auf.

Nicht bloß eine falsch verstandene Religion flüchtet zur Politik, um Unduldsamkeit zu bemänteln. Auch die Staatskunst sucht Anschluß an die Religion, wenn sie eine Deckung für ihren Macchiavellismus braucht. Die

Religion färbt dann ungünstig auf die Politik ab. Diese wird noch unduldsamer, als sie schon von Haus aus ist.

Neuere Forschungen haben diesen Zwitterbund merkwürdig hell beleuchtet. Nicht bloß im Islam, auch zur Zeit des großen spanischen und portugiesischen Kolonialglanzes, dann bei den angelsächsischen und russischen, genauer griechisch-orthodoxen Ausdehnungsbestrebungen haben religiöse Gesichtspunkte den Imperialismus außerordentlich gefördert. Und den Imperialismus kann man nicht denken ohne politische Unduldsamkeit. Denn ihm geht immer die Machterweiterung, die wirtschaftliche Vorherrschaft über Recht und Gerechtigkeit. Der Aufschwung des Mitbewerbers gilt ihm als Verbrechen und gibt einen genügenden Kriegsgrund ab. Sein Ziel ist stets die Vernichtung des Gegners, nicht edler Wettkampf. Denn die Weltmacht duldet keine Nebenbuhler. Im Gedankenkreis des Imperialismus vermittelt die Religion entweder den Befehl Gottes zur Eroberung, damit der Glaube durch die weltliche Macht gestützt, wo nötig erzwungen werde und dann wieder dem Eroberer den Weg bahne zu wachsendem Einfluß, oder sie steht, wie die Geschichte des Puritanismus lehrt, gleichsam als Prophetin da, die dem Machtstüchtigen die Weltherrschaft als verheißene und gebührende Gottesgabe kündigt. Dabei kann die Religion selbst zur führenden und aufreizenden Macht werden, wie im Islam, sie kann, demütig dienend und zugleich inbrünstig werbend, neben dem Wagen des Eroberers schreiten, wie im alten „heiligen“ Rußland, sie kann auch in der angelsächsischen Maske rein geistlicher Ideen und Bestrebungen den Hintergrund des Geschäftes abgeben. Andere Möglichkeiten zu enthüllen, ist vielleicht noch nicht an der Zeit.

Die katholische Kirche hat grundsätzlich immer ihre göttlichen Ziele und ihre übernatürliche Aufgabe hochgehalten, auch wenn die Machthaber ihre Hilfe in Anspruch nahmen. Und dennoch lehrt die Geschichte der Missionen auch hier mit erschreckender Deutlichkeit, daß nationale Nebenziele die himmlische Sendung nur allzu leicht trüben.

Man wundert sich manchmal über die auffallende Tatsache, daß in diesem Krieg die Missionen vergewaltigt wurden. Dieser rohe Eingriff des unduldsamen Imperialismus eröffnet jenes neue Gebiet zeitgenössischer politischer Intoleranz, die Vergewaltigung des Geistes. Der Gedanke Julians des Apostaten, der das Christentum von Bildung und Wissen abschneiden wollte, um es zu vernichten, lebt wieder auf. Gehen wir von einem Einzelfall aus. Aller langjährigen Dienste deutscher Glaubensboten und

Lehrer uneingedenk, behandelte sie die englische Regierung wie Gefangene, vertrieb sie, schleppte sie in quälender, unwürdiger Überfahrt nach Europa, ließ sie in London warten und darben, entledigte sich der Wohltäter ihrer Kolonien ohne eine Handbewegung des Dankes. Der tiefste Grund ist einleuchtend genug. Der Imperialismus hatte neben der wirtschaftlichen Gefahr des Wettbewerbes die geistige entdeckt. Die Geistesarbeit der deutschen Missionäre warf einen Schimmer auf das deutsche Volk, sie erweckte ihm Bewunderung und Zuneigung. Das bereitete deutschem Fleiß und deutscher Rührigkeit den Boden. Nur die Unduldsamkeit gegen den Geist konnte die Lage retten. Auch der geistige Einfluß mußte um jeden Preis geknebelt, vernichtet werden. Daher die Einkerkierung und Verbannung des Geistes.

Nur blutiger Hohn und schamlose Heuchelei konnte die Lüge wagen, daß man den deutschen Geist frei machen wolle durch die Ausmergelung des wirtschaftlichen Körpers, damit das Weimar-Deutschland der Goethe und Schiller bei gewässertem Wein und dünner Suppe ohne Fettaugen zum Hochflug der Phantasie und mystischem Aufschwung leichter starten könne.

Der Geist muß um jeden Preis erwürgt werden, das war die Lösung der neu geprägten Unduldsamkeit. Die ungeheure Geldentschädigung zieht am gleichen Strang. Der wirtschaftliche Ruin soll allmählich den geistigen mit sich reißen.

Bei uns wird das sonderbarerweise so wenig eingesehen, daß man in kühlfster Seelenruhe allerlei abenteuerliche Pläne macht, staatliche Unentgeltlichkeit für weite Gebiete des Unterrichts und der Lebenshaltung einzuführen. Als ob die vom Feind genau berechnete Verarmung nicht mit mathematischer Notwendigkeit den Niedergang der Erziehung und der Bildung, den Untergang der Wissenschaft und der ganzen Kultur, damit auch die langsame Erdrosselung der Religion erzwingen müßte. Ja, auch der Religion. Denn wenn die Steuerlast und die Ausbeutung, wie es unausbleiblich ist, auf die Seminare und Ordenshäuser erdrückend fällt, den Lebensstand der Geistlichen herabsetzt, das Kirchenvermögen aufreibt, die Wohltätigkeit unterbindet, leidet das kirchliche Leben schwer. Das wissen denn auch die diktierenden Machthaber, die zum guten Teil, offen oder verkappt, der katholischen Kirche feindlich gesinnt sind, und die den Untergang der Religion in Deutschland nicht beklagen würden.

Noch auf zwei andern Wegen schreitet diese Unduldsamkeit gegen den Geist unaufhaltsam vorwärts. Man bemüht sich, besonders befähigte geistige

und körperliche Arbeiter ins Ausland zu locken, um den furchtbaren geistigen Aberlaß, den der Krieg vollzogen hat, bis zur äußersten Blutentziehung zu treiben. Um so leichter läßt sich dann der mittelmäßige Rest versklaven. Der verarmte Geist dreht nur lässig und blöde am Rad des wirtschaftlichen Lebens. Erfindung und Tatkraft erlahmen. Das soll aus dem Frieden aufblühen. Diesen geistigen Tod, auch den religiösen, können unsere Feinde kaum erwarten.

Wissenschaftliche Körperschaften des Auslands haben sich diesem Vernichtungsplan gegen den deutschen Geist angeschlossen. Trotz aller Versuche von deutscher Seite, die Beziehungen wieder anzuknüpfen, um den zwischenstaatlichen Beruf der Forschung zu wahren, verkünden gelehrte Vereine zum erstenmal in der Geschichte den Grundsatz des Nationalismus auch für die Wissenschaft. Sie drücken mit vollem Bewußtsein das Wissen auf den Standpunkt des Geschäftes und der Wirtschaft herab. Die Wissenschaft des Feindes muß, so rufen Stimmen aus England, Belgien und Frankreich, verfemt werden. Der Gelehrte und sein Werk gilt auch im Frieden als Todfeind, jede Verbindung mit ihm ist abzuschneiden. Der Haß gegen ihn und alle Erzeugnisse seines Geistes muß zu einem Dauerzustand werden, damit die Seele des Volkes verkümmere. Das ist der Krieg gegen den Geist unter der friedeverkündenden Fahne des Völkerbundes. Eine amüsante Schauspielerei, wäre sie nicht so gräßlich.

Wie kann man diesem entsetzlichen Anschlag begegnen? Die Erkenntnis, daß der Kriegsgott auch in die stillen Hallen der Wissenschaft eindringen soll, damit doch ja die letzte Möglichkeit der Annäherung der Völker zerstampft werde, diese Erkenntnis allein ist schon sehr wertvoll.

Bei uns scheut man sich noch immer, trotz schreiender Tatsachen, einer gutmütigen Vertrauensseligkeit den Laufpaß zu geben. Statt den Geist zu sammeln, um in gemeinsamer Arbeit Riesenwerke des Geistes zu schaffen, die sich mit überwältigender Kraft durchsetzen und des Boykotts aller Kleinräumer des Geistes spotten, nestelt und hechelt man an allerlei Fransen und Borten des Schulbetriebes herum, man türmt Haufen von Reformen auf, für die doch kein Geld vom Himmel fällt, und unterhält sich mit Reden über den Aufstieg der Begabten, statt die vorhandenen Kräfte der Erziehung und des Unterrichts auszunützen und den Begabten wirklich die Wege zu öffnen.

Aber klare Einsicht schließt noch keine Nachahmung ein. Nichts wäre sinnloser als die gewollte Ansteckung mit der Unduldsamkeit gegen den

Geist. Bleiben wir auf der Höhe unserer Kultur. Wissenschaft und Kunst ist Menschheitsgut und soll es bleiben. Böschen wir unsere Sonne nicht aus, und erfreuen wir uns weiter wie bisher an den Strahlen reinen, fremden Lichtes. Die jetzt tobende Raserei wird ausschäumen. Die französische Wissenschaft wird zu den weisen Überlieferungen Delisles zurückkehren, der 1870 trotz der ihn umlodernden Glut mit freundlichem Auge und versöhnender Gebärde die internationale Arbeit der gemeinsamen Wissenschaft aufnahm. Auch in England und Belgien wird der Sinn für die Parteilosigkeit der Forschung siegen. Dann werden wir rein und ehrenvoll dastehen.

Wenn man jetzt nur nicht um den Anschluß bittet, den man uns versagt. Würde vor allem. Auch die aufgezwungene Verteidigung behält ihre Rechte. Sperrt man uns von den wissenschaftlichen Hilfsmitteln ab, so sperren wir uns auch. Arbeiten wir aber indessen in Zeitschriften und Zeitungen für den Sieg der Menschlichkeit. Sie wird auferstehen. Die Ehrenwache am Grabe wird dann als erste die Morgenröte schauen.

Die innere gemeinsame Arbeit der Geistigen muß aber vor allem tagen und niemals mehr untergehen. Wo immer der Geist sich offenbart, hat er Recht auf Sonnenplatz und Anerkennung. Die bei uns noch immer herrschende Unduldsamkeit gegen Werke und Ansprüche des christlichen Geistes, der katholischen Wissenschaft weiche endlich gleichem Recht und gleicher Verteilung.

An der einheitlichen Zusammenfassung des Geistes fehlte es bisher gewaltig. Es gab Ringe der Gelehrsamkeit und wissenschaftliche Cliques in Menge. Man spielte mit Abschlagszahlungen an den ungenehmen Gegner, der nicht auskommen durfte. Es herrschte zu viel bestechliche Kritik, zu wenig Unparteilichkeit in Beurteilung von Werken, die gewissen Verbänden nicht angehörten oder gar deren Unfehlbarkeiten bezweifelten.

Der Hochmut der Machthaber der Wissensmonopole war schon lang auf dem Abstieg vom Erhabenen zum Lächerlichen. Der Mut zu diesem Geständnis muß sich durchringen. Sagen wir es nur: Die Intoleranz im Betrieb der Wissenschaft verhinderte und zerstörte bei uns noch eine Menge geistiger Kraft. Jetzt, da man uns vereinsamen will, hat die Stunde der geistigen Sammlung geschlagen, die Kunstwirtschaft sollte ausspielen.

Das Lösungswort, das einigende, ist wissenschaftliche Methode. Wo diese waltet, muß die Ehrfurcht den wissenschaftlichen Gegner bezwingen, nicht zur Anerkennung des Inhalts, das bedeutete Verflachung, wohl aber zur neidlosen Anerkennung der Arbeit und der Leistung.

Eulen nach Athen, wendet man vielleicht ein. Meisterlicher Methode versagte man das gebührende Lob niemals. Das ist eitle Selbsttäuschung. Wenn das Ergebnis mißfiel und die Gegengründe versagten, flüchtete man nur zu häufig hinter den Drahtzaun der Methode. Das gelang scheinbar, weil man vergaß, daß die Methode kein blaßes Luftgebilde ist, sondern aus dem Inhalt der einzelnen Wissensgebiete fließt, von ihnen aus Weg und Plan vorgezeichnet erhält.

Die Methode der Theologie z. B. darf sich nicht ausschließlich geschichtlich orientieren, die Methode der christlichen Apologetik wurzelt im aufrichtigen, suchenden Willen nach der religiösen Wahrheit, die Methode der Philosophie fußt, wenn man Zirkelschlüsse abweist, auf letzten, unbeweisbaren Grundsätzen der unmittelbar schauenden Vernunft, die Methode der Religionswissenschaft kennt nicht die unwissenschaftliche Voraussetzung einer rein irdischen, menschlich bedingten Entwicklung des religiösen Gefühls, weil das eben die erste Frage des religiösen Rätsels ist, ob die Religion als Diesseits- oder Jenseitsproblem auftritt, ob sie keine Ewigkeitswerte birgt, ob sie ein Erzeugnis unseres kleinen Planeten oder eine Frage des Weltalls ist, ob ein unendliches Wesen aus dem Schoß seiner Geheimnisse Lichtstrahlen in das Dunkel unserer Endlichkeit fallen ließ oder nicht. Die Voraussetzung, daß unsere irdische Kleinwelt in sich abgeschlossen, selbstständig, unabhängig dasteht, begnügt sich mit dem Horizont ihrer Maulwurfsäuglein und unserer Maulwurfsgrube, sie zimmert einen Bretterzaun um unsern winzigen Planeten und verbietet kindisch jedem Geistesfunken, der auf unserem kleinen Herd nicht aufglimmt, den Eintritt in unsern Luftkreis.

Diese Unduldsamkeit einer rein irdisch orientierten Wissenschaft und einer Methode, die sich willkürliche Grenzen setzt, hat eine ungeheure Verarmung unseres Geisteslebens gezeitigt. Mit ihr muß man brechen, insofern wenigstens, daß man die große ehrliche Arbeit der Vertreter des Weltstandpunktes anerkennt, des Standpunktes einer Ergänzung unseres Teilwissens durch das Allwissen einer unendlichen Weisheit, einer Einströmung göttlichen Sonnenlichtes in die Dämmerung unserer Kleinwelt. Kein Mensch fordert blinden Glauben, Abstempelung unbewiesener Annahmen, wir verlangen aber entschieden das Recht, in öffentlichen gleichberechtigten Anstalten unsere Beweise und Überzeugungen vorzutragen, unser Denken vor allen zu entfalten, die es kennen und teilen, es vertiefen wollen, oder, ohne es zu kennen — denn immer wieder nahm man uns die Möglichkeit des freien Wettbewerbs —, beurteilen.

Der Zugang zu den Lehrstühlen der Hochschulen muß weit freier und gerechter nach den geistigen Bedürfnissen aller Volksgenossen geweitet werden.

Dann wird die ausländische Intoleranz gegen den Geist einen Duldungsfrühling im Inland aufstreiben. Das ist jetzt die größte Aufgabe, das höchste Ziel aller Geistigen, die, im Vollbewußtsein der Macht der Wahrheit, edlen Wettkampf nicht durch rohe Vergewaltigung ausschalten wollen. Wenn sie die Erhabenheit der Stunde begreifen, winkt uns trotz zähnefleischenden Hasses von den Grenzen her eine neue Zukunft ungeahnten Aufschwungs.

Die Einsicht und Gerechtigkeit wird langsam siegen. Hoffen wir es, warten aber auf ihre Entscheidungen darf man nicht. Man rühre den eigenen Arm. Unsere Bischöfe haben gesprochen. Die katholische Familie, ja alle christlichen Familien haben jetzt das Wort. Sie müssen ihr Recht fordern, auf allen Wegen, in allen Formen fordern, durch Wort und Schrift, in Versammlungen und durch eine ununterbrochene Flut von Eingaben an die Regierung und die Volksvertretung, eine Millionenbewegung, die immer wieder einsetzt, nie ruht, vor allem eine organisierte, stets lebendige, stets bewegte Massenkundgebung. Sie wollen ihre Kinder erziehen, unterrichten im vollen Einklang mit ihren Grundsätzen, ohne den lähmenden Hemmschuh anders denkender, anders fühlender Führer, die den Aufstieg zu unsern Höhen hindern, den Abstieg zu ihren religiösen Niederungen freigeben. Wenn Millionen sprechen, kann man sie nicht überhören, wenn Millionen aufziehen, kann man ihnen nicht halt gebieten. Bis jetzt fehlte die Wucht der religiösen Eintracht. Der Bach muß zum Strom anwachsen. Auch das Land muß für diese Ideen gewonnen werden. Selbst wenn es die Ernte dieser Bestrebungen nicht unmittelbar in seine Scheunen sammelt, wird es durch Anschluß an diesen Millionenzug die religiöse Saat für alle Glaubensgenossen sichern, den eigenen Kindern und Enkeln den Weg zu voller religiöser Freiheit öffnen.

Die katholischen Studenten haben jetzt das Wort. Mit ihrem wunderbaren Schwung sollen sie den Zielen entgegenfliegen, die eine neue Zeit ihren Wünschen, ihrer heißen Sehnsucht öffnet. Auch die Wissenschaft ihres Glaubens muß vollberechtigt durch die Tore der Hochschulen einziehen. Sie müssen die Philosophie und die Geschichte vor allem befreien. Frei ist sie sonst für alle Richtungen; behindert und beengt, sobald sie in breiterem Ausmaß die Berücksichtigung katholischer Weltanschauung heischt. Nicht einfach im Namen des Glaubens sollten sie diesen Durchbruch erzwingen,

nein, im Namen des Wissens und der wissenschaftlichen Methode; gegen alle Gesetze einer unbeschriebenen Voraussetzungslosigkeit werden ganze Gebiete des menschlichen Denkens und Forschens gebrandmarkt, weil sie die Grundannahme des glaubenslosen Dogmas ablehnen.

Wo es gilt, alle geistigen Kräfte zu sammeln, darf kein unduldsamer Kastengeist den Blutumlauf lebensfroher geistiger Organismen unterbinden.

Was wir fordern, fordern wir nicht bloß für uns, wir bieten uns an im Vollbewußtsein unseres Könnens, unserer geistigen Reichtümer, die in den Dienst des Volksganzen gestellt werden sollen und ihm reichste Quellen der Bildung öffnen.

Gemeinsame Arbeit in gegenseitiger Duldung, das ist die fruchtbarste Lösung der aus dem Unglück und der Nacht heraus gebietenden Stunde.

* * *

Neben der unchristlichen gesellschaftlichen Unduldsamkeit, neben dem unduldsamen Kampf des Auslands gegen den deutschen Geist zieht noch eine dritte Wolke der Intoleranz drohend herauf, die nationale Unduldsamkeit.

Zu Anfang des Weltkrieges wurde von vielen Seiten, auch in dieser Zeitschrift, der Sieg des Staatsgedankens über die Einseitigkeit des Nationalismus verkündet. Da brach mit Posaunenstößen das Selbstbestimmungsrecht der Völker vor. Jerichos Mauern stürzten ein. Die Staaten fielen in Volksgemeinschaften auseinander. Der Triumph des Nationalitätsprinzips zog herauf. Mit seinem Sieg hielt man auch sein Recht für besiegelt. Der Erfolg besudelte mit niederträchtiger Hand die Urkunden uralter Überlieferungen, er berauschte sich am starken Wein der Macht. Man gab die Sache des Staates, der kein Volksstaat war, für verloren. Es war ein Fehlschluß. Der alte Staatsgedanke war an seinen Sünden erstickt, nicht an den Grundsätzen, die ihn geschaffen hatten. Er hatte nicht rechtzeitig die beiden Wirkungskreise des Völkischen und Staatlichen gesondert, er hatte viele Pflichten und Rechte, die zu den nationalen Aufgaben, nicht zum Staatszweck gehören, widerrechtlich in seinen Bereich gezogen, die friedliche Mitarbeit der Teilkulturen aller eingegliederten Nationen gestört und abgewiesen und damit die Einheit des Staatsgedankens mit dem nationalen Gedanken vernichtet, die Kräfte des Volksgeistes durch eine kleinliche und starr herrische innere Politik unterbunden¹.

¹ Vgl. diese Zeitschrift 90 (1916), 129—131.

Als er zur Besinnung kam und einlenken wollte, war es zu spät. Das Widerspiel setzte ein, der verbohnte Nationalismus zerriß die staatliche Einheit. Es war kein Durchbruch der inneren Notwendigkeit, es war lediglich der Zusammenbruch einer engherzig einseitigen Staatskunst.

Und jetzt zerbarsten erst recht alle Dämme der Duldsamkeit.

Die nationalen Staaten rüsten sich allem Anschein nach zum Todesurteil über die Toleranz. Sie erheben die Unduldsamkeit zum Grundsatz. In rein nationalen Gemeinschaften wurden die kleinen völkischen Inseln immer vergewaltigt. Auch jetzt beginnt dasselbe Spiel. In den übernationalen Staaten atmeten wenigstens die Völker; die neu erstehenden nationalen Gebilde greifen bereits mit eiserner Umklammerung an die Kehle der nationalen Minderheit. Sie laden die elend Erstickende mit süßen Worten zu tiefem Atemholen ein. Es ist nur die Freiheit des letzten Köchelns, die sie ihr gnädig gewähren.

Vielleicht kommen sie noch zur Besinnung. Man darf aber nie vergessen, daß im Staatsleben nicht Liebe, sondern der Selbsterhaltungstrieb gebietet. Im übernationalen Staat zwingt er zu einem gewissen Maß von Duldung gegen alle Völkereinheiten, dagegen liegt es im Vorteil des rein nationalen Staatswesens, die völkischen Gilande in seiner Mitte kahl und wasserlos zu machen, um den Strom der nationalen Gesinnung nicht zu unterbrechen. Kleine Flußläufe kann man ja leicht regeln. Das ist auch der Grund, warum weitblickende Staatsmänner das einzige Heilmittel gegen diese drohende Vergewaltigung in der Oberaufsicht eines Völkerbundes erblickten, der nach dem Grundsatz des Selbstbestimmungsrechtes der Völker wehrt und schlichtet. Dieser Grundsatz ist gewiß zweideutig und heuchlerisch, jedoch angesichts der wahrscheinlichen Staatenlagerung der Zukunft ein abscheuliches, aber notwendiges Übel. Die sterbende Duldung gegen kleine nationale Minderheiten hat jetzt eine Gnadenfrist, sie darf an Auszehrung scheitern und bekommt immerhin Krankenkost.

Schüchterne Gutmütigkeit rechnet auch mit Anwendungen der Menschlichkeit. Man wird ja nicht überall achtzigjährige Kirchensürsten vor die Türe setzen, weil sie eine andere Muttersprache reden, man wird die Treue gegen die Volksgenossen nicht immer zum Verbrechen gegen die Erlöser der Zwangserlösen stempeln. Aber die nüchterne Geschichte lehrt, daß der verbohnte Nationalismus, also gerade das Schoßkind der gegenwärtigen Weltkomödie, Mitleid und Gerechtigkeit als Empfindsamkeit verachtet. So wird denn wohl die Duldung an dieser Krippe von ihrer Unterernährung nicht genesen.

Mehr Hoffnung setzen wir auf die Klugheit, die, reichlich mit Selbstsucht versehen, auch den nationalistischen Staatsmann zu kleinen Abschlagszahlungen reizen kann. Die eingestreuten völkischen Eilande bergen manchmal einen solchen Reichtum an Innenkultur, einen so tätigen Fleiß, eine so strotzende Fülle an Geist und Tatkraft, daß auch der starrsinnigste Großkopfte des Nationalismus auf ihre Mitarbeit nicht verzichten will, und ihr ein wenig Luft und Licht läßt, um sie für seine Zwecke auszunützen. Aus diesem Abschäum der Großmut wird dann eine Handvoll Duldung gesprengt. Vielleicht wird so das Sterben hingezogen.

Die völkischen Minderheiten dürfen aber das Almosen dieser Scheingroßmut nicht abwarten. Sie müssen sich selbst helfen. Zwei Waffen stehen ihnen zu Gebot. Die zerstreuten völkischen Inseln sollten ohne Verzug eine großangelegte Pressevertretung für ihre Nöten und Ansprüche schaffen. Dieses gemeinsame Organ, gemeinsam natürlich nur den einzelnen Völkern, also ein besonderes für die Deutschen, Litauer, Slowaken, Polen, Ukrainer und wer sonst noch in Betracht kommt, hat der Welt alle berechtigten Wünsche und Klagen zur Kenntnis zu bringen. Es sollte aber auch die innigste Fühlung mit dem Mutterland herstellen und eifrig pflegen, den völkischen Geist, die nationale Kultur großziehen und nähren. An zweiter Stelle müssen sich die nationalen Minderheiten an den Völkerbund wenden, sobald er aufrichtig alle Staaten umfaßt, und mit größter Entschiedenheit die Bestellung eines unparteiischen Schirmers ihrer Interessen fordern. Nur so werden sie der erwürgenden Umklammerung durch das herrschende Volk, das die Staatszügel in der Hand hat, entinnen.

Wir wollen nicht in untätiger Trauer am Sterbelager der Toleranz stehen. Nur der Hauch der christlichen Liebe, nur die unermüdlich pflegende Hand, die keine Arbeit, kein Leiden scheut, kann sie dem Leben wieder-schenken.

Stanislaus von Dunin-Borkowski S. J.